

Sterben können wir später

Roman von Nico Feiden

Leseprobe:

III. Teil: Leben

Die Straßen Richtung Süden lagen vor mir ausgebreitet, ich spürte, wie die Bewegung zurück in mein Leben kam. Die einzige Heiligkeit, die der Reisende hat, ist die Bewegung, egal wie wundervoll ein Ort oder die Menschen dort sind. Irgendwann muss man weiter und wenn man zu früh geht, hat man das Gefühl etwas verpasst zu haben, und wenn man zu spät geht, ist von der Schönheit nichts mehr da und alles vergeht im Rauch der Monotonie. Man muss den richtigen Moment erwischen, aber woher will man wissen, wann dieser richtige Moment ist? Für mich ist es ein stiller Ruf, der aus dem Inneren kommt, und verschließe ich mich vor ihm, werde ich nie die Magie des Unterwegsseins erleben. In jeder Bewegung liegt etwas Göttliches, eine Öffnung der Seele, als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht. Wenn dann am Morgen die Sonne über den Straßen aufgeht, ich aus meinem Zelt krieche, das Licht die Welt in ein funkelndes Paradies verwandelt und mich nichts vom Leben trennt, ich allein mit dem Asphalt, dann spüre ich, dass jeder Schritt, den ich gehe, mich näher zu mir selbst führt. Ich hielt an einer Autobahnauffahrt in Bozen Süd den Daumen raus und nach kurzer Zeit hielt ein alter weißhaariger Mann mit seiner schäbigen Rostlaube an. Er kurbelte die Fenster herunter, aus den Boxen drang klassische Musik: eine Sinfonie von Mozart oder Bach vielleicht. Er fuhr nach Venedig und ich sprang ins Auto, warf meinen Rucksack auf den Rücksitz, und wir fuhren los. Da ich mir keinen Plan gemacht hatte, war es ganz egal, wohin wir fahren, Hauptsache Bewegung und kein Stillstand.

»Ich bin Alberto«, sagte er und hatte seinen Blick starr auf die Straße gerichtet und umschloss mit seinen alten faltigen, geschichtsträchtigen Händen fest das Lenkrad.

»Darf ich hier rauchen?«

»Klar, kurble nur die Fenster runter.«

Die Berge verschwanden langsam im Rückspiegel. Die Obstplantagen blühten zu beiden Seiten der Straße und wir drangen weiter Richtung Süd-Ost vor, zum Adriatischen Meer. Als ich ihn fragte, was er in Venedig mache, überkam eine Betrübtheit sein Gesicht und für Sekunden herrschte eine unwirkliche Stille im Auto, das Rattern der Karosserie hörte auf, die Motorengeräusche verstummten weit in der Ferne, alles war still.

»Ich besuche meine Frau im Krankenhaus, sie hat Krebs im Endstadium.«

Plötzlich wurde es auch in mir ganz still. Wir schwiegen eine ganze Weile. Was hätte ich auch zu sagen gehabt außer dummer Phrasen? Ich glaube, es sind manchmal genau die Worte,

die nicht gesagt werden, die einem Trost spenden. Wenn alles um einen schweigt und man selbst nichts zu sagen hat, sollte man einfach den Mund halten!

Wir fuhren eine kleine Landstraße entlang, das Ackerland war zerbissen von der Sonne des Südens, die Umrisse der weit entfernten Berge lagen links von uns und wir lernten vom Mittelstreifen der Straße, der unter der Motorhaube verschwand, Vergänglichkeit und lauschten den Klängen der Klassik, die in verträumten Wellen zu uns drangen. Oft wenn ich mir Sinfonien anhöre, habe ich das Gefühl, als spräche etwas aus mir, als verstehe mich die Musik ganz und gar, ohne zu fragen wer ich bin. Nach der Hälfte des Weges legten wir eine Pause ein. Alberto wollte ein paar Kürbisse an einem Gemüsestand direkt an der Landstraße kaufen. Wir stiegen aus, ließen die Türen knallend in die Karosserie schlagen und schauten uns um.

»Sieh dir an, wie prächtig die sind, als hätte Gott selbst sie besamt«, flüsterte er mir ins Ohr. Es waren riesige Kürbisse, doppelt so groß wie mein Kopf. Alberto feilschte mit dem Händler um den Preis.

»Die sind mindestens 20 wert!«

»Ach, komm, diese kleinen Dinger, die haben doch überall Druckstellen, ich geb dir 10.«

»In der Region findest du keine besseren. 18.«

»Ein paar Meter weiter gibt es auch ganz Gute, hat uns eben jemand gesagt, stimmt's?«, zwinkerte er mir zu, »ich geb dir 13.«

»Du machst mich arm! Was sollen denn meine Kinder essen? 16!«

»Na, Kürbisse, du hast doch genug. 15!«

»Ja, komm, pack ein und verschwinde.«

Wir mussten den riesigen Kürbis zu zweit in den Kofferraum hieven, das Teil wog locker 40 Kilo und das Auto wurde sofort tiefer gelegt. Mit etwas Schwierigkeiten sprang die Karre an und wir fuhren weiter. Nach Stunden, in denen wir unter dem glühenden Dach des alten Wagens geschmort hatten, erreichten wir die Ponte della liberta und ich erblickte zum ersten Mal die Schönheit Venedigs.

»Wer sich hier nicht verliebt, besitzt keine Romantik«, sagte Alberto. Wir überquerten die Brücke und ich sah das alte Gemäuer der Stadt näherkommen. An einem Vorplatz parkten wir.

»Komm, ich lade dich auf einen Espresso ein, ich habe noch ein paar Minuten bis die Besuchszeit im Krankenhaus beginnt.«

Nicht nur wegen des Espressos willigte ich ein. Wir setzten uns in ein kleines Café nahe des Giardini Papadopoli. Alberto bestellte zwei Espresso und fing an zu erzählen:

»Gott, Junge, dieses Leben ist so verdammt kurz und wir merken es nicht mal! Erst wenn uns keine Zeit mehr bleibt, fangen wir an, darüber nachzudenken. In deinem Alter habe ich gedacht, die Welt liegt offen vor mir, ich habe so viel Zeit und kann sie mit Nichtigkeiten vergeuden. Ich dachte, es spiele keine Rolle, aber alles spielt immer eine Rolle, in jedem Augenblick. Verstehst du, was ich dir damit sagen will?«

»Ich glaube schon ...«

»Weißt du, ich habe diese Frau geliebt, 46 Jahre. Ich habe mehr Zeit mit ihr verbracht als alleine im Leben, und ich würde keine Sekunde davon eintauschen. Weißt du, was das heißt? Es heißt vollkommene Hingabe, es heißt sich in all seiner Verletzlichkeit zu offenbaren. Und jetzt liegt sie in diesem scheußlichen Krankenhaus und wartet auf den Tod, und Gott, sie ist

immer noch so schön wie am ersten Tag. Ich war damals ein schüchterner Junge, 19 Jahre alt und sie war mit ihren 17 Jahren das Wunderbarste, was ich je gesehen hatte. Wir lebten in der gleichen Straße in Lyon und jeden Tag nach der Schule ging sie an unserem Haus vorbei. Wochenlang hatte ich am Fenster gestanden, immer um zwei Uhr, und habe sie beobachtet, wie sie voller Magie und mit diesen fast schwerelosen Schritten an unserem weiß gestrichenen Zaun vorbeiging. Und schon damals am Fenster wusste ich, dass ich sie und nur sie mein Leben lang lieben würde. Du kannst dir nicht vorstellen, was das bedeutet. Irgendwann tat ich dann so, als hätte ich im Garten zu tun und rupfte jeden Tag genau um zwei Uhr Unkraut, mähte drei Tage hintereinander den Rasen. Ich bin mir sicher, sie hat das alles gewusst und gemerkt, aber sie schaute kein einziges Mal zu mir. Und nach Monaten der Annäherung schrieb ich kleine Zettel mit Versen von Baudelaire, denn ich hatte gesehen, wie sie an einem Tag einen Gedichtband von ihm unterm Arm gehalten hatte. Ich warf die kleinen Zettel auf den Gehweg vors Haus und es dauerte Tage, bis sie einen der Zettel aufhob, die Verse las und das erste Mal zu mir hinüberblickte und lächelte. Dieses Lächeln habe ich nie wieder vergessen können.«

Du hast deinen blick vom morgen- und abendstrahle ·
Du schüttelst düfte wie eine gewitternacht ·
Dein kuss ist ein filter und dein mund eine schale
Die helden zu feiglingen · kinder zu rittern macht.

Alberto wischte sich die Tränen an seinem weißen Hemdkragen ab und wir beide sagten eine ganze Weile nichts und blickten in die Ferne.

»Ich will dir damit nur sagen, wenn du jemanden findest, den du liebst, halte ihn fest, Liebe ist nicht das, was man sagt, Liebe ist das, was man tut. Es ist die einzige Sache, die von Bedeutung ist. Vergiss das nicht, Junge.«

»Ich werde daran denken, wenn ich jemanden finde.«

Alberto und ich verabschiedeten uns mit einer Umarmung. Ich blieb still, denn ich hätte nichts sagen können, was seinen Zustand geändert hätte, jedes Wort lag schal auf meiner Zunge. Dann verschwand ich in dem Getümmel der kleinen Gassen und Kanäle und ließ mich von meiner Traurigkeit durch die Straßen tragen. Ich empfand die Tragik sterbender Frauen, einsamer Männer und nie erlebter Liebe in der flimmernden Luft über mir.

Nach Stunden, in denen ich ziellos umhergeirrt war, sah ich ein paar Penner, die sich an den Docks betranken. Ich besorgte Wein und gesellte mich zu ihnen, wir tranken, rauchten und lachten, während unsere Faulheit wie fahler Dunst über der Stadt lag.

Einer von ihnen, der gerade seine Hände über einem Feuer wärmte, sprach mich an und stellte sich vor. Sein Name war Alessio. Wir waren die einzigen Jungen unter ihnen, der Rest war eine alte, bärtige Horde von Trinkern, die zu jedem Schluck etwas zu erzählen hatten, mal waren es Landstreichergeschichten, mal stimmten sie ein Lied über Frauen an, die mit ihren kurzen Kleidern den Männern den Kopf verdrehten. Der Wein war schnell leer, Alessio und ich verabschiedeten uns von den Anderen und schlenderten mit unseren Rucksäcken durch das nächtliche Venedig mit seinen Straßenlaternen, deren Licht sich auf der seichten Oberfläche der Kanäle spiegelte.

Alessio ist ein Künstler, der Tag für Tag mit Kreide Kunstwerke von einer immensen Dimension auf den Boden der Stadt zeichnete. Wir gingen an einem seiner Kunstwerke vorbei und es schien fast so, als könnte man die Blätter, die von seinem gezeichneten Baum fielen, fangen, als könnte man den Herbst spüren, den er in dieser Zeichnung festgehalten hat.

»Weißt du, ich wollte mit diesem Bild etwas aufhalten, was nicht aufzuhalten ist: die Vergänglichkeit.«

»Das ist wirklich schön! Ich finde, du hast es geschafft, wenn auch nur für einen Bruchteil der Betrachtung. Das ist doch der Grund, warum es Kunst gibt: Um Augenblicke festzuhalten, die sich eigentlich nicht festhalten lassen und an uns vorüberziehen würden, ohne dass wir es bemerkt hätten, und um Unsterblichkeit zu erschaffen.«

»Yeah, du hast es verstanden. Das ist der Grund, warum ich hier auf der Straße lebe. Ich bin nicht Not leidend, ich hab mir das selbst ausgesucht. Zuhause warten ein großes Anwesen und liebevolle Eltern auf mich, aber ich will dieses Leben für einige Zeit führen, um zu sehen, wo es mich hinbringt. Die Zeit ist zu kostbar, um sie nur an einem Ort zu verbringen.«

Wir hatten sofort eine Verbindung zueinander, waren Brüder im Geiste, junge Kunschtchaffende, die sich auf den Weg gemacht haben, um ein einfaches Leben zu führen, ihrer Kunst einen Ausdruck zu verleihen und ihren Weg zu finden, bevor der Sensenmann an der Tür klingelt.

Schlendernd gingen wir durch die Straßen, besorgten uns was zu trinken, saßen auf einer Bank an einem der Kanäle und sprachen über Kunst und Freiheit und das Leben unterwegs. Alessio zündete einen Joint an, der Rauch stieg hoch in den Himmel und verschwand über den roten Schieferdächern.

Dann kamen zwei junge Frauen auf uns zu.

»Dürfen wir mitrauchen?«

»Aber sicher doch«, sagte Alessio und wir rückten zu viert auf der Bank zusammen. Er hatte sofort den Arm um eine der Beiden gelegt. Sie erzählten uns, dass sie Wienerinnen seien und eine Interrailreise durch Europa machten.

Wir reichten den Joint durch die Runde wie ein gutes Gespräch. Dann flüsterte Alessio der Einen etwas ins Ohr und sie verschwanden in dem Getümmel der abendlichen Gassen und ich blieb mit der Anderen auf der Bank sitzen – sie heißt Viola und hat unschuldige Augen.

»Wo ist denn dein Hostel? Also wir sind in dem Youth Hostel untergebracht, es ist ganz schön dort, man hat einen tollen Blick auf die Kanäle.«

»Na ja, ich hab kein Hostel, ich bin mit Zelt unterwegs und schlaf meist etwas außerhalb der Stadt in einem Wald oder einem Olivenhain.«

»Oh! Cool, hast du da keine Angst, so alleine?«

»Wovor soll man denn bitte Angst haben? Dort, wo keine Menschen sind, herrscht auch keine Angst.«

»Mhh, okay, ja irgendwie hast du Recht.«

Wir waren nah aneinander gerutscht, unsere Gesichter spiegelten sich im Wasser, ich spürte ihre langen Locken meine Schulter streifen. Meine Blicke glitten über ihre nackten Beine, bis hoch zu ihrem Sommerkleid, ich fühlte eine Erregung in mir aufsteigen und bevor ich überhaupt nachdenken konnte, berührten sich unsere Lippen unter den venezianischen Lichtern der Stadt. Es waren sanfte Küsse. Wir saßen einfach da, sie legte ihren Kopf auf meine Schulter und ich hatte das Gefühl, als würden wir uns schon lange kennen.

Die Welt der Verliebtheit ist eine flüchtige Blume. Ein Zauber legt sich über die Dinge und Orte, die vorher noch ohne Bedeutung, ohne Schönheit waren, blühen in den Blicken der Liebenden auf. Doch als sie mich fragte, ob ich mit ihr in ihr Hostelzimmer kommen wolle, um weiter zu reden, uns nackt kennenzulernen, zu ficken und uns vielleicht zu verlieben und um so zu tun, als würde uns das alles irgendetwas bedeuten, als wäre es mehr als ein Versuch, der Einsamkeit des Unterwegsseins zu entkommen, dem Gefühl des Verlorenseins in einem anderen Land, lehnte ich ab. Alessio und die Andere kamen wieder, er hatte es ihr irgendwo an einer Straßenecke besorgt und seine Augen besaßen einen Ausdruck, den man nur kurz nach dem Sex hat, eine Zufriedenheit und stille Verletzlichkeit spiegelten sich darin. Wir verabschiedeten uns von den beiden, nahmen unsere Rucksäcke und machten uns auf den Weg, um einen Schlafplatz zu finden.

»Die Kleine hat's echt drauf, Junge! Und wie war es bei dir?«

»Sehr schön.«

»Wie?! Sehr schön? Hast du es ihr besorgt?«

»Nein, wir haben uns innig geküsst – mehr nicht.«

»Was ist denn bei dir verkehrt? Junge, Junge, Junge!«

»Sie wollte mich mit in ihr Hostelzimmer nehmen, aber ich wollte nicht.«

»Au Backe!«, sagte er und schlug beide Hände über dem Gesicht zusammen.

»Du darfst doch nichts anbrennen lassen! Jetzt sind wir noch jung und sehen ganz gut aus, aber unsere Anziehungskraft verringert sich von Tag zu Tag und irgendwann sehnst du dich nach einer kurzen schnellen Nummer, aber bekommst sie nicht mehr.«

»Nichts ‚Au Backe‘, es ist eben nicht jeder so und denkt nur an Sex als schönstes Ereignis. Denkst du nicht, dass diese sexuelle Energie zwischen mir und ihr, die unbefriedigt blieb, den Moment hat aufleben lassen? Nach dem Sex wäre sie doch einfach so in der Luft verpufft. Wir werden uns wohl nie wiedersehen, doch dieser Augenblick mit ihr auf der Bank, diese Flüchtigkeit des ersten Kusses, der Moment, als unsere Lippen sich berührten, bleibt für immer lebendig. Also dein One-Night-Stand gegen meinen ewigen Augenblick. Ich glaube, du hast verloren.«

»Ist ja schon gut, du alter Romantiker«, sagte er und legte seinen Arm um mich.

»Ich habe eine Idee: Lass uns heute Nacht auf der Brücke schlafen, ich habe bei meiner Ankunft ein kleines Wiesenstück gesehen, auf dem man bestimmt das Zelt aufschlagen kann.«

»Alter, das ist keine gute Idee, das ist die Ponte della Liberta, ein politisches Wahrzeichen von Venedig – die Bullen werden uns köpfen.«

»Ach, quatsch nicht! Die bekommen das doch gar nicht mit. Komm schon, lass es uns einfach tun.«

Und als mich Alessio überredet hatte und wir den Platz suchten, sah ich mitten auf der Brücke den Vorsprung mit hohem Gras. Ein Denkmal, eine riesige Kanone stand dort und die majestätischen Löwen, die Wächter der Stadt, beobachteten uns, während wir uns mit unseren schweren Rucksäcken durch den Verkehr schlängelten, über eine Mauer sprangen, über die Gleise schlichen und aus der Ferne die leuchtenden Gebäude der Stadt in der Nacht verschwimmen sahen. Ein wunderbarer Ort! Der Platz reichte genau für ein Zelt, der Wind blies uns um die Ohren und die Scheinwerfer der Autos und Züge blitzten hektisch wie

Wetterleuchten in der Finsternis des Himmels auf. Alessio baute einen Gute-Nacht-Joint, wie er ihn nannte.

»Es ist wirklich hübsch hier«, sagte er und ich nickte ihm schweigend zu.

Wir lebten auf der Straße wie Könige, wir konnten unsere Blicke weit über die blaue Lagune Richtung offenes Meer schweifen lassen, sahen die kleinen Fischerboote auf den Wellen wie flüchtige Melodien tanzen. In der Ferne die Stadt der Liebe mit ihren Lichtern und ihren prächtigen Fassaden. Alles leuchtete und war von einem Zauber umgeben, den nur ein Wanderer versteht – in jedem Augenblick auch die Vergänglichkeit erkennend. Jemand, der sich nie an Besitztümern festhält, sondern sie freiwillig gehen und ihrer Bestimmung folgen lässt. Der sich nie wünscht, dass sie der Ewigkeit angehören, sondern ihr wahres Wesen erblickt, das oft in Ungewissheit ruht. Sie als Atemzug des Lebens festhält. Auch wenn am Morgen nichts mehr von diesem Wunder zu erkennen ist, lebt es dennoch tief in der Seele des Wanderers, der mit jedem Innehalten die Welt neu erschaffen kann. Die Außenwelt zur Innenwelt machen und die Innenwelt in die Außenwelt spiegeln. Das ist die Kunst der Betrachtung, das Einatmen, das Aufsaugen jeder Schönheit, jedes Blattes, jedes Meeres, jedes Steins, jeder Bewegung. Wir tragen die Welt in uns, alles was wir gesehen, gefühlt, gerochen, geschmeckt und berührt haben, lebt in uns weiter und so trägt der Reisende eine ganze Welt in sich, ist selbst Ferne, ist Heimat, ist der Geschmack der Liebe auf fremden Lippen, ist Berg, ist Tal, ist Wald, bleibt ewig, bleibt vollkommen, will nicht besitzen, will seine Seele nicht an Orte binden, sondern ist selbst Ort geworden und trägt viele Welten durch die Landschaft spazieren.

Alessio und ich blieben fast schlaflos in der Nacht und als am Morgen die Sonne erwachte, als wäre sie gerade geboren worden, um mit dem schimmernden Horizont zu verschmelzen, da wusste ich für ein paar Sekunden, wer ich war. Kein Wünschen, kein Wollen, kein Analysieren, nur das ewige Jetzt, die ewige Zeit in der Kürze eines Menschenlebens. Und lange bevor die Sonne wirklich aufgegangen war, zog über dem dunklen Himmel im Osten das morgendliche Licht auf und über der Lagune fingen die Möwen an zu singen. Wir packten unsere Sachen zusammen und gingen zurück Richtung Stadt. Ich lud Alessio zum Frühstück ein. Wir saßen auf den Stühlen einer Außenterrasse vor einem kleinen Café, bestellten Kaffee und eine Panne mit Mozzarella. Die Straßen waren schon gut besucht und tausende Touristen mit Kameras fotografierten jede Kleinigkeit.

»Schau mal, die Leute machen alle die gleichen Fotos und lernen die Stadt doch nicht wirklich kennen. Zuhause in ihren Wohnungen und Häusern hängen sie die Fotos dann auf und in jeder Familie siehst du dann dein Foto von der Kathedrale oder dem Markusplatz. Dann kannst du direkt in einem Urlaubs-Katalog blättern und dir die Fotos kopieren ... Wenn du wissen willst wie eine Stadt funktioniert und die geheimen schönen Ecken finden willst, wohin sich keine Touristen verirren, dann musst du zu den Pennern gehen. Die kennen die Stadt manchmal sogar besser als die Einheimischen, weil sie jeden Tag draußen verbringen. Lass dir das gesagt sein!«

Er schaute mich mit seinen traurig bekifften Augen an, die wie kleine Monde über den Rand der Kaffeetasse blitzten.

»Ich mach heute los, Richtung Süden. Venedig ist toll, aber ist mir zu voll hier. Willst du nicht mitkommen?«, fragte ich.

»Eigentlich gerne, ich glaube, wir hätten großen Spaß zusammen, aber ich muss noch ein bisschen hierbleiben. Ich habe einen Galeristen kennengelernt, der mir eine Ausstellung besorgen kann, und ich will schauen, ob er mir nur an die Wäsche will oder ob da wirklich was geht.«

»Ja, das verstehe ich, aber lass uns irgendwie in Kontakt bleiben.«

Ich bezahlte und Alessio begleitete mich wieder zur Brücke, wo wir uns mit einer intensiven Umarmung verabschiedeten. Er schenkte mir noch ein paar Gramm Gras und ein Aquarell, auf dem eine geöffnete Hand zu sehen war und aus der ein großer mächtiger Baum wuchs, die er noch schnell auf meinem Rücken signierte.

»Machs gut und mal schön weiter«, sagte ich, drehte mich um und ging über die Brücke, vorbei an dem Platz, an dem wir die Nacht verbracht hatten, hinaus aus der Stadt.

Rote Sonne im Juni, auf den Straßen schossen die Autos vorbei, Gestank der Auspuffgase, doch ein angenehmer Wind, der ständig vom Meer her wehte, blies sie fort. Ich wollte nicht sofort wieder trampeln, sondern erst einmal einen Tag die Adriaküste hinunterwandern.

Ich ließ Venedig hinter mir, durchquerte den Hafen mit seinen riesigen Containern, die von hier in die ganze Welt verschifft werden und bog auf eine kleine Landstraße ab, sprang über eine Leitplanke und fand mich auf einem weiten Feld wieder. Links von mir lag das adriatische Meer, rechts eine Landschaft, die sich in der Ferne in seidige Hügel verwandelte und an deren Hänge Oliven, Trauben und Äpfel gediehen.

Mit dem Rücken an den Stamm einer alten Esche gelehnt, saß ich im Schutz der Äste, schrieb ein paar Notizen in mein Heft, legte den Kopf auf meinen Rucksack und schlief ein. Ich sah Alessio vor meinem inneren Auge, während ich langsam einnickte, sah, wie er zusammengekauert auf einer Bank lag, die Kreide vor ihm verteilt, auf dem Boden ein Tetrapack Wein, seelenruhig schlief und glücklich war in seinen Entbehrungen, die er in Kauf nahm, um sein Leben so zu führen, wie er es wollte. Nach einem kurzen unruhigen Schlaf spürte ich einen Stoß in meinen Rippen.

»Aufstehen!«

Ich öffnete die Augen. Ein älterer Herr mit Stock stand vor mir: »Aufstehen!«, rief er erneut.

»Ist ja gut, ich hab nur ein kleines Nickerchen gemacht.«

»Aber nicht hier, das ist Privatbesitz.«

»Stört doch niemanden.«

»Doch, mich! Und jetzt verschwinde!« Sein Gesicht war ernst und zeigte kein Verständnis.

»Mein Gott, ist ja okay.«

Ich packte meine Sachen zusammen und ging.

»Beeil dich, so Leute wie dich wollen wir hier nicht haben!«

»Na, vielleicht solltest du dir mal deinen riesigen Stock aus deinem Arsch ziehen.«

»WAS? Jetzt verpiss dich und zwar schnell!«, schrie er mir nach. Ich ging ganz entspannt zurück zur Landstraße und setzte meinen Weg fort.

Ein paar Stunden später, in denen ich in der Hitze gewandert war, sah ich einen ansehnlichen Sandstrand zu meiner Linken. Ich kletterte die Felsen hinunter, sprang ein großes Stück und landete im Sand. Niemand war dort. Es war eine große Bucht, auf den Felsen im Wasser saßen hunderte Kormorane und stürzten in die Tiefe wie Sternschnuppen. Sofort zog ich mich nackt aus, verteilte meine Klamotten über den ganzen Strand und lief in die aufgewühlte See, kämpfte mit den Wellen, die an die Bucht schlugen, legte mich auf den Rücken und schaute

zum Himmel. Es war Nachmittag und ich entschied mich, die Nacht hier zu verbringen, sammelte etwas Holz zusammen, um später am Abend ein Feuer anzuzünden, kletterte in den Felsen und sah wie die Wellen schaumgekrönt den Sand in die Weite der See transportierten. Das einzige, was das Meer uns gibt, sind harte Schläge, und ich fühlte mich stets mehr in den Bergen zuhause als am Meer. Die meisten Strände waren von Menschen überlaufen, doch hier war angenehmerweise niemand. Ich war froh darum, alleine mit den Kormoranen und der See zu sein, drehte mir dicke Joints von dem Gras, das Alessio mir geschenkt hatte, legte mich nackt in den Sand und lauschte dem mediterranen Sound.

Korallenrot flüsterte der Horizont und die Sterne lächelten milde, nach und nach fing der Meereshimmel an zu leuchten, wie ein Lichtschimmer, der durch eine sich langsam öffnende Tür dringt und den Raum mit einzelnen Strahlen durchkriecht. Das Lagerfeuer schlug glänzende Funken in die halbdunkle Luft.

Ich saß lange über meine Notizen gebeugt und schrieb seitenlange Gedichte: Über meine Reise, über die Kormorane und über Alessio, Tommy, Klaus und all meine bisherigen Bekanntschaften. Ich merkte, wie meine Gedichte besser wurden, wie ihnen mein Erleben Ausdruck verlieh. Zuvor hatte ich versucht wie einer der Großen zu klingen, wie Ginsberg oder Whitman, aber langsam entwickelte ich meinen eigenen Stil, die Gedichte bildeten ihren eigenen Rhythmus aus. Mir bereitete Schreiben solange Freude, wie ich versucht hatte, wie einer meiner Vorbilder zu klingen und ich mich mit ihrem Leiden beschäftigte. In Gedanken ihr Leben lebend. Doch als diese Phase endete, blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit meinen eigenen Leiden zu beschäftigen und dann wurde es erstmal hart! Erst dann wird das Schreiben Selbsttherapie und Reflektion des eigenen Geistes, denn auf einmal sind die eigenen Gedichte nicht nur noch Verse aus dem Leben eines anderen, sondern es sind eigene Gefühlswelten, Zustände der Seele in Momenten, in denen sie am verletzlichsten ist. Ich hatte nie gelernt, wie man wirklich schreibt, war auf keiner der Schreibschulen gewesen. Meine Philosophie lag darin, über das zu schreiben, was ich erlebt hatte, eine Authentizität darin zu spüren. Natürlich hätte ich gern Gedichte über die Seefahrt geschrieben, wie London, oder über das Paris der 20er-Jahre, aber wie könnte ich glaubhaft darüber schreiben, wenn ich es selbst nie erlebt hatte?

Es gibt etwas, was vielen Gedichten und Büchern heutzutage fehlt: Es ist der persönliche Inhalt. So oft überwiegt der Stil über den Inhalt und es gibt nur wenige, die beides auf eine glaubhafte Weise zusammenbringen. Mir kommen da Namen wie Benedikt Wells und Max Czollek in den Sinn. Doch heutzutage hat sich das Bild der Schriftsteller verändert; wenig romantisch, sondern hart arbeitend und ohne große Anerkennung, stets am Existenzminimum. Wer heute noch vom Schreiben leben kann, ist entweder ein Genie oder ein Schwindler. So glaube ich manchmal, dass die zeitgenössische Lyrik verloren ist. Ein Kreis elitärer Akademiker, die glauben, dass niemand mehr Gedichte liest und aus diesem Grund schreiben sie nur Gedichte für andere Lyriker oder für einige wenige Lyrikkritiker. So befindet sich die Kunst der Dichtung in einem Teufelskreis, Lyriker schreiben für Lyriker und Leser wenden sich ab, weil sie nicht verstehen, was dort geschrieben wird. Wo sind die großen, romantischen, kaputten Bukowskis und Hölderlins unserer Zeit? Für mich bedeutet schreiben, dort zu sein, wo es schmerzt und jegliche Etikette und jegliche elitären Grundgedanken abzulegen und darüber zu schreiben, worüber schweigen unmöglich ist und doch niemand spricht – über die Abgründe und Ängste der eigenen Seele.

Am Morgen erwachte ich am Meer, die Möwen kreischten über dem Wasser, die Wellen schlugen rauschend an den Sandstrand. Zur Erfrischung sprang ich nochmal ins Wasser, zog mich an, packte meine Sachen zusammen, kletterte die Felsen hoch und war zurück auf der Landstraße. Nur wenige Autos fuhren an diesem Tag vorbei, aber ich wollte trotzdem mein Glück versuchen und trampen. Es war scheußlich gutes Wetter, die Sonne brannte vom Himmel wie eine Feuerblume und auf der Straße wirbelte der Staub umher. Irgendwann, als ich schon aufgeben wollte, hielt ein VW-Bus an. Keiner der schönen alten, mit Blumen und Surfbrettern auf dem Dach, sondern ein verrosteter, klappriger Haufen Schrott. Ich lief mit meinem Rucksack dem Wagen hinterher, zog die Schiebetür auf und sprang rein. Ich war noch nicht mal ganz drin und hatte die Schiebetür geschlossen, da brausten wir schon los, mit quietschenden Reifen und der Ferne im Blick. Die zwei Typen, die vorne nebeneinandersaßen, waren wunderbar: Sie fuhren in Schlangenlinien über die engen Straßen, rauchten Bong und lachten. Der Fahrer heißt Eduardo, hat wilde Augen, schwarze lange Locken und ein Lachen, das mich mitriss, neben ihm saß Luca, ein schöner Jüngling mit goldenen Haaren und Augen wie aus einem Saphir gemeißelt. The Black Keys dröhnten laut aus den Boxen und ich verstand nur die Hälfte von dem, was sie sagten.

»Na, wo willst du hin?«, schrien sie nach hinten.

»Ganz egal. Einfach nach Süden.«

»Hast du denn auch ein paar Scheine.«

»Ja, wie viel wollt ihr?«

»Ach, lass stecken.«

Ich glaube, sie wollten nur testen, ob ich ein ehrlicher Zeitgenosse bin.

»Wir fahren nach Volterra, wir haben da heute einen Gig bei Freunden, die eine Hausparty schmeißen. Wenn du nichts vorhast, komm doch mit!«, sagte Luca.

»Was soll ich schon vorhaben?«

Eduardo reichte mir die Bong nach hinten, ich zog und zog, während das Blubbern des Wassers meine stille Einsamkeit übertönte und der Rauch wie Nebelschwaden vor den dreckigen Fenstern schwebte.

Drei Stunden einer vollkommen verrückten Fahrt später: In der wir fast einen Unfall gebaut hätten, weil Eduardo mit einer Hand die Bong hielt und mit der anderen das Lenkrad. Wir einen langen LKW überholten und schon beim Ausscheren das entgegenkommende Auto sahen und Eduardo trotzdem den alten VW-Bus bis zum Anschlag hochdrehte und gerade so wieder auf die Spur einscherte, Sekunden bevor das andere Auto hupend an uns vorbeifuhr und er mit lachendem Gesicht sagte: »Da haben wir aber nochmal Schwein gehabt!«, aber genauso wahnsinnig weiterfuhr und wir uns immer mit einer Hand am Dach abstützten und hofften durch jede kleine Lücke zu passen. Wir erreichten wohlauf den Bergrücken, auf dem Volterra, die alte etruskische Schönheit, über dem kargen, zerfurchten, seidigen Land thronte, im rhythmischen Schaukeln, das der Berg uns vorschrieb, bis wir über die weite sonnendurchglühte Ebene der Toskana blickten. Die alte Karre kämpfte sich mit letzter Kraft den steilen Anstieg hinauf, ich sah das Alabaster-Tor näherkommen, sah zu Eduardo und Luca, die mich anlächelten und sagten: »Wir sind da, jetzt geht die Party erst richtig los.« Wir parkten das Auto, die beiden nahmen ihre Instrumente aus dem Kofferraum und ich folgte ihnen durch die engen Gassen im Himmel der Welt, verzaubert, verträumt, schwebend in einem Schleier aus Marihuanaromantik.

Volterra ist eine Kleinstadt in der Toskana, mit einer Geschichte, die weit zurück in eine andere Zeit reicht. Nicht weit von hier liegt San Gimignano, dessen Geschlechtertürme für Dante in seiner Divina Commedia das Tor zu Hölle symbolisierte.

Die Straßen waren voll ländlicher Schönheit, Einheimische tranken Wein und Espresso vor den Bars, die Marmorfassaden glänzten im Licht der untergehenden Sonne, und weit in der Ferne konnte man das Meer sehen, davor Hügellandschaften mit grünen Strichen, die wie Wellen über die Hügel führten und der kargen, von der Sonne zerbissenen Landschaft einen Hauch von grünem Leben gaben.

Wir schlenderten so durch die engen Straßen, ich blickte zu den hölzernen Fensterläden, die weit geöffnet an den bröckeligen Fassaden hingen.

»Ich komm immer gerne nach Volterra. Hier ist mein geheimes Paradies, ich fühl' mich hier wie ein König«, sagte Eduardo.

»Jaja, wir wissen, du fühlst dich doch überall wie ein König, wo es schöne Frauen und was zu Rauchen gibt«, sagte Luca und rempelte ihn freundschaftlich an.

»Ich verstehe, das alles hier hat etwas Königliches an sich und erinnert an ein Leben, das schon lange Zeit vergangen ist«, sagte ich.

Wir blieben vor einem kleinen Haus stehen, von drinnen hörte man Gelächter durch die offenen Fenster dringen und Eduardo rief nach oben, als würde er zu Gott selbst sprechen.

»Hey, ihr faulen Schweine, tanzt da oben in eurem kleinen Häuschen und sauft uns den ganzen Wein weg.«

Aus dem Fenster beugte sich ein junger Mann, der so betrunken war, dass er fast hinausfiel, sich aber gerade noch so halten konnte und uns zurief: »Ciao, meine Freunde, schön, dass ihr endlich da seid.«

Er stand oben am Fenster, mit geöffneten Armen wie ein betrunkenener Papst. Wir verneigten uns vor der versoffenen Heiligkeit und traten ein.

Das Haus war klein, mit einer steilen Treppe, und überall standen, saßen, lagen, küssten, kiffen und lachten die Leute in der heiteren Unbeschwertheit ihrer jungen Leben. Eduardo und Luca stellten mich allen vor: »Den haben wir auf der Straße gefunden, ein junger Dichter«, und dann irgendwas auf Italienisch. Sie sagten mir, dass ich duschen gehen könne, aber eine Tür für das Badezimmer gab es nicht, ebenso wenig wie im Rest des Hauses. Ich duschte und ab und zu kam jemand rein, setzte sich auf das Klo, während ich unter der Dusche stand. Dann unterhielten wir uns kurz, normaler Small-Talk, wie man ihn eben auf einer Toilette führt, während das Plätschern des Urins und des Duschwassers unsere Unterhaltung untermalten.

Angezogen trat ich zurück in die feiernde Meute, Luca reichte mir sofort ein Bier und sagte: »So, jetzt bist du wieder frisch. Du musst gleich in den Keller kommen, wir fangen an zu spielen. Es wird ein Fest!«

In dem Haus waren um die 50 Leute und man musste sich aneinander vorbeidrängen, um vorwärts zu kommen. Alle wollten nun in den Keller und ich folgte dem Menschenstrom durch die engen Gänge des Hauses. Wir standen alle zusammengequetscht, Haut an Haut, Brüste an Schultern, Schenkel an Schenkel in dem kleinen Keller, als Eduardo, Luca und die anderen Bandmitglieder anfangen zu spielen. Die ersten Töne dröhnten bereits durch den Raum und ließen das Publikum sich bewegen. Eine merkwürdige Musik durchflutete die stickige Luft, eine Art Jazz mit Elektroeinflüssen. Eduardo blies in sein Saxophon, als würde

er seine Sorgen, all sein Leid, den Weltschmerz hinausschreien. Im Hintergrund untermalten elektronische Beats sein Solo und da wusste ich, da wussten wir alle, dass Eduardo ES gefunden hat. Er fing an zu spielen und alle hingen an jedem einzelnen Ton, der weit weit in den Himmel stieg, der zurückkehrte und uns zum Absturz in die junge Nacht mitnahm. Er hatte ES gefunden, als Magie des Augenblickes, es war nicht mehr er, der dort spielte, sondern die Musik selbst, das Klangsystem des Universums, das sich im Saxophon wiederfand. Alle fühlten ES, konnten es jedoch nicht beschreiben, sie fühlten, wie der Klang ihnen in die voll gedröhnte Seele floss. Eduardo stand selbstsicher auf der Bühne, ließ sein Saxophon zwischen seinen Beinen baumeln, als wäre es eine Verlängerung für seinen Schwanz, er kniete vor einer Frau und blies ihr die Töne tief in den Rachen hinein. Ich erkannte seine göttliche Wildheit in den Bewegungen der Meute wieder. Wir tanzten hier und jetzt, drinnen geborgen in den lauen Lüften unter dem nächtlichen Himmel der Welt, unendlich dahinzutreiben, unendlich frei in der heiteren Erkenntnis der Nacht.

Nach dem Konzert führte ich ein gutes Gespräch mit einer Studentin über die Politik Europas, über die Doppelmoral der meisten Politiker und darüber, wie wir mit den Flüchtlingen umgehen. Wir waren uns einig, dass unsere Willkommenskultur eigentlich keine Willkommenskultur ist, weil wir den Menschen nicht die Chance geben, sich wirklich zu integrieren, sondern sie in Lager pferchen, als wären sie Gefangene eines kapitalistischen Systems. Wir saßen in der Küche und ein junger Mann, der uns angeregt zugehört hatte, warf den Satz: »Es geht nicht darum, den Menschen in den Entwicklungsländern mehr zu geben, es geht darum, ihnen weniger wegzunehmen« ein, und ich wusste, dass in seiner Aussage viel Wahrheit steckte. Dann trat Eduardo in die Küche, er hatte eine Flasche Wein in der Hand. »Darf ich dich mal entführen?«, sagte er zu mir.

Ich folgte ihm durch die Menge und kletterte eine Leiter hoch auf den Dachboden. Wir öffneten das Dachfenster und schwangen uns hinaus auf die roten Dachziegel, bis zum höchsten Punkt des Daches. Die weite hügelige, toskanische Landschaft, die Olivenhaine und Weinfelder lagen weit ausgebreitet vor uns und überall leuchteten einzelne Lichter der kleinen Dörfer und Städte auf. Eduardo öffnete den Wein, drehte einen Joint und wir saßen ein paar Minuten ganz in Stille, spürten wie das Haus unter uns vibrierte.

»Nach einem Auftritt suche ich mir immer ein stilles Plätzchen, wenigstens für ein paar Minuten, damit die ganze Nacht nicht mit einem Wimpernschlag vergeht.«

»Ja, das verstehe ich! Sonst erwachst du am Morgen und fragst dich, wo die Nacht nur geblieben ist. Du hast wirklich wunderbar gespielt. Die Wildheit, die du auf der Bühne zeigst, ist inspirierend. Ich glaube, wir alle haben gefühlt, dass du dafür geboren bist.«

»Danke! Ich habe irgendwann entschieden, dass ich nur noch die Dinge machen möchte, die mir auch Freude bereiten. Ich habe mich lange damit abgequält, einem Weg zu folgen, der mir von meinen Eltern und Lehrern auferlegt wurde, aber ich wurde immer unglücklicher damit. Jetzt geht es mir prächtig: Ich hab zwar nicht viel Geld, doch für einen Wein hat es noch immer gereicht. Ich tue das, was mir Freude bereitet. Und wenn ich auf etwas verzichten muss, weil ich es mir nicht leisten kann, dann tue ich das gerne, weil ich genau weiß, wofür ich verzichte! Wenn ich auf der Bühne stehe, fühle ich mich einfach vollkommen, nichts ist mehr wichtig. Ich lasse mich in die Musik hineinfallen und meistens fängt sie mich mit offenen Armen auf.«

»Das sehe ich genauso. Ich spüre bei dir, dass du das Richtige tust. Du kannst Leute nur von deiner Kunst überzeugen, wenn du deinem Lebensweg folgst, dich nicht davon abbringen lässt, ganz egal, wie schwer es manchmal ist.«

»Darauf trinken wir! Auf die Kunst, die uns das letzte Hemd raubt und uns doch glücklich macht.«

Wir tranken in unserer Unwissenheit über die Zukunft und unserer Leben im nächtlichen Himmel der Toskana, unter den Sternen der Nacht – wie zwei verlorene und glückliche Könige, die ihr Königreich in sich selbst gefunden hatten. Eine ganze Weile saßen wir auf dem Dach, unterhielten uns betrunken und bekiffte über den Sinn unserer Leben, als Luca von unten rief:

»Hey Jungs, wir wollen die MDMA-Bowle jetzt trinken, kommt ihr?«

»Ja, wir kommen!«, rief Eduardo zurück.

»Was ist denn MDMA-Bowle?«, fragte ich.

»Ganz normale Bowle, nur eben mit MDMA versetzt. Davon werden wir alle ganz wild werden!«, zwinkerte er mir zu.

Inzwischen legte ein DJ auf und wir nahmen alle ein Glas von der Bowle. Tanzten in der namenlosen Nacht. Lippenzunder. Gebete aus Berührungen. Rauschprediger.

Mondlichtsonaten. Wussten nichts und wussten alles. Küsse und Kiff. Hüftentango.

Zungenwunder. Hedonismus und Bermudadreiecknächte. Finale Stunden.

Morgenlichtamnesie. Lächeln! Lieben! Schlaf! Wir alle lagen in einem wilden Durcheinander auf dem Boden, 30, vielleicht auch 40 Leute, übereinander, nebeneinander, ineinander. Wie die daoistische Lehre besagt: Wenn du dich nicht jeden einzelnen Augenblick den Freuden des Lebens hingibst, dann bist du verloren und wenn du an Morgen oder Gestern denkst, dann bist du auch verloren, und wenn du dir Sorgen um dein Leben machst, um Geld und Sicherheit und um all die Illusionen, die uns von einem freien Leben trennen, dann bist du für immer verloren.

Was eine verrückte Nacht! Hätte nur ein Auto früher angehalten und mich irgendein langweiliger Büroangestellter mitgenommen, mir erzählt, wie schön Italien und die Welt sei und dass er früher selbst viel getrampt sei, bla bla bla, so hätte ich diese wahnsinnige Party verpasst, so hätte ich Eduardo und Luca, diese heiligen barbarischen Könige, nie kennengelernt. Am Morgen frühstückten wir mit Kater-Sonnenbrillen, Kopfschmerzen und ohne ein Wort zu sagen. Wir verabschiedeten uns und ich nahm verkatert einen Fernbus nach Rom, denn ich hatte einem alten Freund versprochen, ihn zu besuchen, wenn ich mal in Italien bin.

Wir fuhren über enge Landstraßen, die Serpentina hinauf und wieder hinunter durch die seidige Hügellandschaft. Zu beiden Seiten säumten verwachsene Hänge die Fenster, still ruhende Dörfer, die mir fremd waren, doch deren Anblick mich sogleich verzauberte. Über meinen Freund in Rom könnte ich Hunderte von Seiten schreiben: Sein Name ist Karsten Sturm, ein alter Schriftsteller, der in Rom und Hannover zuhause ist. Wir führten schon seit Jahren eine Brieffreundschaft. Er war für mich stets wie ein Lehrer und er hatte jedes Recht zu lehren, 63 Jahre alt, kiffte, trank und all seine Worte waren von einer zauberhaften, einfach verständlichen Weisheit umhüllt. Ich hörte ihm immer gerne zu, wenn er über seine Reisen nach Indien sprach oder wir uns gegenseitig Gedichte vorlasen. Früher war er eine große Nummer in der Literaturszene gewesen, hatte zwei große Gedichtbände geschrieben, doch

heute scherte er sich nicht mehr um den Erfolg, sondern genoss seinen Lebensabend in vollen Zügen.

Der Bus fuhr in Rom ein, der ewigen Stadt, dem alten Machtzentrum der Welt. Nichts war mehr davon zu spüren: Cäsar war tot, die Stadt dreckig, heruntergekommen die Häuserfassaden und die kaputten Straßen ließen den Bus hüpfend über den Asphalt springen. Ich stieg aus dem Bus und sah ihn schon winkend an der Haltestelle stehen. Kein Stück gealtert, in seinem langen Trenchcoat, seinem weißen Panamahut und der Kippe zwischen seinen alten Lippen.

»Dann hast du dich nun doch endlich auf den Weg gemacht, ist ja eine halbe Ewigkeit her!«, sagte er und wir umarmten uns innig.

»Schön, dich zu sehen! Ich sehe dir dein Alter immer noch nicht an.«

»Man sagt doch: Alkohol konserviert.«

Karsten und mich verbindet eine Freundschaft, die man als Gleichnis unserer Leben verstehen könnte.

Wir fanden zusammen, weil wir zusammenfinden mussten. Denn jeder von uns verkörperte das, was dem anderen fehlte. Vielleicht war ich der Sohn, den er nie hatte, und er die Art Vater, nach der ich mich solange gesehnt habe.

Rom zeigte sich glühend unter der Julisonne. Wir nahmen die Metro zu seiner Bude, er wohnte in den Borgaten, einem der schlechten Viertel, das im Osten der Stadt lag.

»Du kannst natürlich bei mir pennen! Ich muss gleich noch zu meiner Dame, aber heute Abend machen wir richtig einen drauf.«

Wir gingen in einen kleinen Hauseingang, über uns wehte die frisch gewaschene Wäsche auf Leinen aufgehängt und verlieh der schäbigen Gasse eine Romantik, wie ich sie zuvor nur aus Filmen kannte. Karsten schloss die alte Holztür seiner Bude auf.

»Es ist nicht gerade die Villa Massimo, aber mir reicht es.«

Es war eine richtige Bruchbude: Überall lagen leere Flaschen verteilt, die Aschenbecher quollen über und auf den Staffeleien standen halb fertige Leinwände herum. Auf dem Schreibtisch Gedichte zwischen Romanseiten, in der Schreibmaschine war ein Gedicht mit dem Titel King Notes eingespannt.

»Wirf deinen Rucksack einfach in die Ecke. Im Kühlschrank ist Bier, bring mir direkt eins mit.«

Er setzte sich in seinen Ledersessel und fragte mich nach meiner Reise. Wir öffneten die Biere und ich erzählte ihm, was ich unterwegs erlebt hatte und wie meine Reise auf so radikale Weise begann. Es tat gut, ein vertrautes Gesicht um mich zu haben, und Karsten hörte wie immer aufmerksam zu. Wir redeten fast zwei Stunden über meinen Aufbruch, über mein Gefühl, die Heimat und Menschen zurückgelassen zu haben und darüber, wie mein Geist hin und her gerissen ist zwischen vermissen und verfluchen. Auf einmal sprang er auf: »Ach, Gott, schon so spät, ich muss jetzt los! Hier hast du den Schlüssel, ich bin in ein paar Stunden wieder da und dann zeig ich dir das nächtliche Rom. Mach es dir in der Zeit gemütlich oder geh raus, wie du willst!«

Als er hektisch aus der Tür trat, legte ich mich aufs Sofa und schlief sofort mit dem ruhigen Gefühl, für eine gewisse Zeit irgendwo angekommen zu sein, ein ...

»Komm schon, Junge, schlafen kannst du, wenn du alt bist«, hörte ich es in meine Traumwelt dröhnen. Karsten stand leicht betrunken in der Tür, ich hatte durchgeschlafen. Ich stand auf,

sprang schnell unter die Dusche, während ich das Rattern der Schreibmaschine bis ins Bad hörte, dann zog ich mich an und wir traten hinaus, die Autos und Mofas fetzten die Hügel hinauf und hinunter.

»Wir treffen uns später zum Essen, meine Freundin hat ihre Nichte aus Deutschland zu Besuch. Die solltest du kennenlernen. Aber erstmal gehen wir in die Bar gegenüber«, sagte er und zeigte mit dem Finger auf ein Lokal mit einer großen Glasfassade, vor dem ein paar Stühle standen und auf denen sich ein paar heruntergekommene Typen niedergelassen hatten. »In Rom gibt es nicht viele Bars. Die Italiener treffen sich meist in Restaurants und trinken nicht viel ohne zu essen. Dieser Laden ist super, weil viele Autoren hier ein und aus gehen. Nur ein paar Häuser weiter hatte früher Goethe sein Zimmer, als er für ein paar Wochen in der Stadt war.«

Wir setzten uns vor das Lokal an einen alten Holztisch, Karsten bestellte uns eine Flasche Chianti und wir stießen an. Wir tranken die Flasche zügig leer, schlenderten betrunken durch die Straßen und Karsten hatte zu jedem Haus etwas zu erzählen: Wer dort gelebt hatte und wie schön es hier in der guten alten Hippiezeit war. Nach einigen hundert Metern Fußweg erreichten wir das Restaurant, vor dem Daniela, Karstens Freundin, und ihre Nichte saßen und auf uns warteten. Daniela war eine reife Frau, die genau wusste, wie man sich anzuziehen und zu geben hatte. Sie war nur ein paar Jahre jünger als Karsten und beide zusammen machten einen glücklichen und trotz des Alters verliebten Eindruck, der mir sehr gefiel. Ihre Nichte Stina war ein wunderschönes hochgewachsenes Mädchen, ihr Gesicht war noch vom samtene Glühen der Jugend umgeben, als läge der Schein der Geburt noch über ihr und beschütze sie, doch ihr Körper war der einer Frau. In ihren Augen lag sehr viel Zerbrechlichkeit. Ein Wort, eine falsche Bewegung und alles würde im Inneren zerspringen. Ich wusste, als wir uns das erste Mal tief und still in die Augen sahen, dass uns etwas verbindet, ein geheimes Band. Als hätten wir uns schon einmal gesehen, vielleicht sogar geliebt. Es ist diese Ahnung, dass die äußere Fremde nicht mit dem inneren Gefühl übereinstimmt; es ist kaum erklärlich, wie solch eine Begegnung das ganze Leben auf den Kopf stellt, wie sich der Geist an etwas erinnert, dass der Verstand kaum zu erklären weiß; eine ewige Zeit in uns, aus Geburt und Tod und Wiedergeburt. Ahnungslos irren wir von Zustand zu Zustand in der endlosen Zeitschleife der Welt. Stina gehörte zu jenen jungen Frauen, über die Dichter Gedichte schreiben, oder Lieder, oder deren vollkommene Schönheit Maler in einem Gemälde festzuhalten versuchen. Eine Frau, in die ich mich Hals über Kopf verlieben könnte, ohne überhaupt ihren Namen zu wissen, im Vorübergehen auf der Straße oder flüchtig in einem Lokal, eine Frau, die ich vielleicht in der Straßenbahn sehe und denke, Musik zu hören. Sie ist eine, die mir vermutlich tief durch die Augen in die Seele blickt und der ich ganz und gar verfallen kann, und zwar in einen Zustand der Zeitlosigkeit, in dem das Leben nur aus Liebe besteht und die Welt ihre Traurigkeit ablegt. Vielleicht tut sie das nur für einen Tag, vielleicht für eine Woche und vielleicht schmückt sie sich mit dem zauberhaften Gesang der Verliebtheit, der mich nie wieder loslassen wird und mich noch Jahre später an diesen einen Augenblick denken lässt, der so flüchtig und eigentlich in seiner Bedeutung unwichtig erscheint und trotzdem ein ganzes Leben in sich trägt.

Sie trug ein weißes Sommerkleid, ihre wilden Haare wehten im Meereswind und einzelne Strähnen fielen ihr über die Schulter, und sie hatte Augen, die meinen Atem stocken und mein Herz flehen ließen. Selbst im grauen Romhimmel sah ich, dass sie blauer als blau waren, wie

der Ozean, blau, jenseits von blau, ein Blau, in dem ich ewig schwimmen könnte, ohne je ein Morgenrot und Sonnengelb zu vermissen. Dieses Blau, diese Augen, die mich anblickten, mich wahrnahmen in meiner ganzen Verletzlichkeit. Von jenem Moment an verstand ich, worüber die Dichter so viele Jahre geschrieben hatten. Es war eine Liebe, die mir nie gehören würde. Ich war so schnell verfallen, dass niemand das Klirren meines Fallens gehört hatte, es war eine sichere Stille und alles lag in Scherben. Wir nahmen bei den beiden Platz und mein betrunkenes Herz schlug wild.

»Mehr Wein«, schrie Karsten dem Kellner zu, der uns gerade eine große Pfanne Pasta servierte. Karsten und Daniela unterhielten sich auf Italienisch, und ich, schüchtern wie nie zuvor, stotterte Stina an: »Und ... w.w.woher, kom.m.st du so..o..o?«

Sie erzählte mir, sie studiere Philosophie in Bonn und sei für eine Woche hier in Rom. Dann unterhielten wir uns wild und ausschweifend über Nietzsche, das Über-Ich, seine Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten und über seine verrückte Schwester. Tauchten ab in Gedanken zu Sokrates und dem alten Griechenland, diskutierten über Hesse und Flaubert. Ganz in die Tiefe ihrer Worte versunken ließen wir die Pasta auf unseren Tellern kalt werden. Dieses Gespräch brauchte Wein und Ruhe.

»Na, ihr versteht euch gut«, sagte Karsten, und wir beide schauten verlegen auf unser Essen, während unsere Wangen von einem Anflug roten Schimmers umgeben waren.

»Wie lange willst du denn in Rom bleiben?«, fragte mich Daniela.

»Ich weiß noch nicht, ein paar Tage vielleicht.«

»Gut, dann schlaft ihr doch zusammen in Karstens Wohnung und er kommt in der Zeit zu mir, dann könnt ihr euch gemeinsam die Stadt anschauen und seid ungebundener. Was haltet ihr davon?«

Wir beide nickten still und ich freute mich, diese Frau besser kennenlernen zu können. Nach dem Essen verabschiedeten sich Daniela und Karsten, gaben uns die Schlüssel und verschwanden um die nächste Ecke. Stina und ich blieben noch vor dem Restaurant sitzen, tranken einen Wein, während die Sonne langsam unterging und ihr abendliches Rot über die römischen Straßen legte.

»Daniela hat mir erzählt, dass du schreibst. Was schreibst du denn so?«

»Hauptsächlich Gedichte, aber nur so zum Spaß ...«

»Ich lese sehr gern Gedichte, meist von Celan und Goethe, ich mag Lyrik, sie ist Ausdruck von Gefühl und Augenblick für mich. Schau mal«, sagte sie, während sie mir ihren linken Knöchel auf meinen Oberschenkel legte, auf dem in verblasster Tinte die Worte »Kleiner Gesang« tätowiert waren. Dann fing sie an zu zitieren:

»Dich sah ich und die milde Freude,
Floss vom dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
und jeder Atemzug, für dich!«

»Das ist aus Willkommen und Abschied, meinem liebsten Gedicht von Goethe. Vielleicht liest du mir ja auch mal was von dir vor?«

»Ja, vielleicht ...«

Wir schauten uns lange und tief in die Augen ohne ein Wort zu sagen, während sich unsere Beine kurz und schüchtern unter dem Tisch berührten und dann zurückwichen.

»Sollen wir einen Spaziergang machen? Es ist noch so schönes Wetter, und ich mag Rom im Sonnenuntergang.«

Ich bezahlte und wir schlenderten zusammen durch die Gassen, sie ein Stück vor mir. Es war ein Bild aus einer anderen Welt: Ihre wilden Haare wehten im Wind, der von der See herkam, und jedes Mal, wenn sie sich lächelnd zu mir umdrehte, um zu prüfen, ob ich noch da war, schlug mein Herz wild. Ich war ihr verfallen! Ihre Schönheit, ihr ganzes Wesen, jedes Wort hatte eine große Anziehung auf mich und ich folgte ihr verliebt durch die Straßen. Wir machten eine Pause in einem Park, in der Mitte stand ein Springbrunnen, der kleine Fontänen gen Himmel schoss, unter den Pinien standen alte Holzbänke, die im Kreis um den Brunnen gerichtet waren, und durch das Blütendach eines Kirschbaumes, der seine Äste schützend über die Bank legte auf der wir saßen, konnten wir einzelne Fragmente roten Lichtes im Himmelskleid erkennen. Unsere Beine berührten sich ein weiteres Mal.

»Ach, ich liebe Rom, ich spüre hier den Hauch einer anderen Zeit. Schließ mal deine Augen und versuch den Straßenlärm auszublenden und dann atme ein ... Riechst du, wie die Zeit rückwärts läuft?«

Wir schlossen die Augen und für einen kurzen Augenblick verlor ich jegliches Gefühl für Zeit und Raum. Hörte nur das Plätschern des Wassers, sah den Brunnen und Stinas Ebenbild vor meinem inneren Auge, in einer anderen Welt, die in ihrer Romantik nur den Liebenden sichtbar ist. Meine Augen öffneten sich wie von alleine, sahen, dass sie mit geschlossenen Lidern genießend in ihrem Geist durch eine andere Welt wandelte. Meine Blicke streiften ihre sanften Lippen und ohne dass ich darüber nachdachte, erlag ich dem Zwang sie zu küssen. Unsere Lippen berührten sich, sie erschrak kurz, doch sie erwiderte meinen Kuss. Ein neuer Himmel war entstanden! Sie legte ihre Beine über meinen Schoß und wir knutschten ohne Unterbrechung. In jedem Zusammenkommen unserer Lippen lag ein Wünschen, ein Verlangen – und mit jedem Kuss dachte ich sie besser kennenzulernen. Als wir beide die Augen öffneten und ihre Pupillen klein wie Stecknadeln wurden, erschrak ich, denn ich wusste, ich vergäße diesen Augenblick der Liebe nie wieder und könnte sicherlich keinen schöneren erleben. Ich dachte daran, dass wir uns irgendwann trennen müssten und ich hatte große Angst vor der Leere, die dann in mir zurückbliebe. Doch unsere Zeit war jetzt und die Zukunft ist und bleibt ein ungewisses Rätsel.

»Sollen wir in die Wohnung gehen?«, flüsterte sie mir ins Ohr, während ihr Gesicht zwischen meinen liebenden Händen lag.

Mein Großvater hatte mir einmal gesagt: »Wenn du jemals eine Frau kennlernst, die zu schön und zu gut für dich ist, dann heirate sie.«

Und genau solch eine Frau war Stina! Wir gingen Hand in Hand zurück in Karstens Bude, öffneten die Fenster, legten eine Platte von Coltrane auf, ich drehte einen Joint, nahm zwei Bier aus dem Kühlschrank und sah zu, wie Stina durch den Raum tänzelte. Wie unbeschwert sie in ihren Bewegungen war, als sei sie nur ganz Mensch, wenn sie tanzte. Jeglicher Zweifel, der oft im Gespräch mit ihr auftauchte, war fort. Sie war ganz sie – und wild war sie und natürlich wunderschön. Ich hielt inne. Bei den anderen Frauen war es Begierde gewesen, Lust, aber hier lag ein anderer Zauber in der Luft. Eine Verliebtheit, die mir den Kopf verdrehte und egal was Stina von mir verlangen würde, ich würde ihr alles geben. Ich würde

verrückt werden, wenn sie einem anderen Mann hinterherschauen würde, würde ihn wahrscheinlich erschlagen, ohne zu zögern und im Gefängnis landen, würde ihr lange Briefe aus dem Knast schreiben und die Tage, die ich auf eine Antwort warten würde, würden zu Jahren werden und zum Schluss würde ich dem Wahnsinn verfallen und meine letzten Tage festgeschnallt in einer Irrenanstalt verbringen, betäubt von Neuroleptika auf den Tod wartend. Sehenden Auges in die Katastrophe blickend konnte ich mich ihrer Anziehung nicht widersetzen.

»Tanz mit mir«, sagte sie zärtlich und reichte mir ihre Hand.

Widerwillig stand ich auf und tanzte engumschlungen mit ihr und wir schwebten über die Holzdielen des Raumes. Dann verfielen wir unserer Lust. Kurz bevor ich ihr die Kleider vom Leib reißen wollte, sagte sie:

»Warte, ich will, dass wir uns zu Ludovico Einaudi lieben.«

Sie ging zum Plattenspieler und legte die Platte auf, dann kam sie in langsamen taktvollen Schritten auf mich zu, küsste mich, und wir fielen wie zwei Federn im Klangbett der Musik weich zu Boden. Ich glitt mit meinen Küssen ihren Körper hinunter. Höhepunkt und tiefes Tal. Stöhnen und Pianoklänge. Zitternde Finger. Schatten im Licht. Haut an Haut gepresst. Knarrende Dielen. Takt und Musik. Beckenstoß im Widerhall. Römische Nacht. Cigarettes after Sex. Nackter Rauch steigt empor. Sommersprossenmeer. Glücklich wie zwei Lämmer im Schlaf.

Genauso wie wir eingeschlafen waren, erwachten wir auch: Nackt auf dem Fußboden, ohne Kissen oder Decken, vor den Fenstern sang eine Meise, deren Gesang sich mit dem Rauschen der Motoren auf den Straßen vermengte. Der Tag hing schon auf dem Fenstersitz und durch die Schlitze der hinuntergezogenen Rollläden warf die Sonne ihre ersten Strahlen schattig auf unsere Haut, sodass unsere Körper im Wechselspiel zwischen Licht und Schatten das Muster des Tages annahmen.

Angezogen traten wir aus der Tür, um frühstücken zu gehen. Es war ein Sonntag im späten Juli des Jahres, Rom war dreckig und wunderschön, mit einem blauen Himmel, der direkt über der Stadt lag und durch den die Flugzeuge Kreuze aus Kondensstreifen zogen. Nachdem wir herrlich verliebt in einem kleinen Café an der Ecke, in dem frische Brötchen und Cappuccino mit einem Herz im Schaum serviert wurden, gefrühstückt hatten, legten wir uns ineinandergekuschelt auf eine Wiese im zentralen Stadtpark Villa Borghese und gaben den Wolken Namen und suchten nach Abbildungen, die uns vertraut vorkamen.

Am Abend wollte Stina mit mir tanzen gehen. Doch bis dahin hatten wir noch eine Menge Zeit. Wir schlenderten ohne ein Ziel vor Augen durch Rom, vorbei an vielen kleinen Tante-Emma-Läden, deren verstaubte Schaufenster kurze Einblicke auf das Sortiment gaben, vorbei am Museum für zeitgenössische Kunst, in dem gerade eine Ausstellung über Nero – „Macht und Leidenschaft“ – gezeigt wurde, die Straßen herauf und wieder hinunter, bis wir uns müde vom Auf- und Abstieg auf eine weiße Bank vor dem Eingang eines Tropenhauses setzten und nichts weiter taten, als uns verliebt in die Augen zu schauen und uns zu küssen.

Inzwischen kehrte der Abend über die Stadt und wir hatten uns zurück zur Wohnung begeben. Ich küsste Stina und wollte mit ihr in der lusterstickten Luft versinken, doch sie stieß mich sanft weg: »Später! Ich will jetzt mit dir tanzen gehen.«

Und wir gingen in eine Disko, in der Swing und Elektro liefen und ich sah ihr zu, wie sie durch die Menge wirbelte, als Tanz des Glückes, als Göttin der Nacht. Oh Rom, deine Nächte werden ewig sein.

Und alle Augen auf sie, die Schönheitskönigin. Wir tanzten in den namenlosen Morgen, mit nichts als unserer flüchtigen Liebe.

Während sich das Taxi mit der Geduld einer Mutter durch die Straßen schlängelte und das nächtliche Rom am Fenster vorbeizog, sagte ich: »Wo nimmst du diese Leichtigkeit her, mit der du durch dein Leben tanzst?«

Sie legte ihren Kopf auf meine Schulter und lächelte still. Wir fuhren durch die warme Nacht zurück zur Wohnung und schliefen musikberauscht ein.

Ein Klingeln an der Tür ließ uns erwachen, ich ging schlaftrunken zur Fernsprechanlage.

»Hallo, Karsten und Daniela hier.«

Ich öffnete die Tür und Stina und ich zogen uns hektisch an. In der Nacht hatten wir uns geliebt und unsere Klamotten in der ganzen Wohnung verteilt. Daniela und Karsten traten nacheinander in die Wohnung hinein, wir waren halb angezogen und die Beiden lächelten nur. Wir lächelten auch und der ganze Raum lächelte mit uns. Karsten fragte nach unserem Abend und freute sich über unseren Ausflug ins nächtliche Gewebe Roms. Stina und Daniela wollten sich zusammen die Stadt anschauen und verabschiedeten sich bei uns mit zwei zarten Küssen.

»Wir sehen uns dann heute Abend zum Essen wieder, also macht's gut!«, sagte Daniela. Sie verschwanden und Karsten kochte uns einen Kaffee.

»War wohl eine wilde Nacht gestern?«

»Stina ist eine Wahnsinnsfrau!«

»Genug jetzt von den Frauen und ihren wunderbaren Wesen, dreh erstmal einen Joint. Ich würde dir gern mein neues Gedicht zeigen.«

Niemals werden wir mehr / unberührt unschuldig sein / nie mehr / wirst du mich lieben / wie in jener Nacht/ über den Dächern / einer fremdvertrauten Stadt / mit schwingenden Tönen / einer silbernen Flöte / vor den Bergkuppeln / dieser Welt / eine andere haben wir nicht / Apoll ist nur noch ein Hauch / die Nymphen verschwunden / es gab eine Zeit / welche aus Märchen und Fabeln bestand / und nicht aus Zeitfenstern / das Unheilige schreitet unaufhaltsam voran / in unsere kleinen Schönheiten / die vor den Fenstern vergehen ...

»Woran schreibst du gerade?«, fragte er.

»Ab und an ein Gedicht, aber seit ich unterwegs bin, mache ich mir Notizen für einen Roman – mal sehen, was daraus wird.«

»Nutz deine Zeit, jetzt wo deine Säfte noch fließen. Nie fiel mir das Schreiben leichter als in deinem Alter, mit jedem Jahr wird es schwieriger, denn du spürst, dass deine jugendliche Kraft langsam vergeht. Mach was aus deiner jungen Muse!«

»Ich versuch's, aber es gibt so viele Ablenkungen, schöne Ablenkungen.«

»Das stimmt! Vor allem Frauen – wobei sie wohl die wunderbarste Ablenkung der Welt sind! Trotzdem: eine Frau verliebt sich zwar in einen Dichter, aber sie will keinen Dichter heiraten. Lass dir das gesagt sein. Jede menschliche Beziehung gibt dir etwas, verlangt aber auch etwas von dir. Also pass auf, dass du dich nicht verlierst.«

»Ich glaube, das ist schon passiert.«

»Als Freund sag ich dir: Genieß es, lass nichts anbrennen und leb jeden Augenblick wahrhaftig und wild! Doch als alter Schriftsteller sag ich dir: Nimm die Beine in die Hand und lauf, nimm die Muse und Erinnerung mit und mach dich aus dem Staub! Frauen können einem den Verstand rauben, und jedes Mal, wenn du vor deinen Gedichten sitzt, denkst du dir: Ach, was soll's, ich verbringe lieber einen schönen Tag mit ihr, als hier alleine zu schreiben. Und nach wundervollen Wochen, in denen du all die verrückten Dinge gemacht hast, die Verliebte so tun, liegen deine Gedichte immer noch halbfertig auf dem Schreibtisch und du wirst unzufriedener und mit dir auch sie und dann wird es hässlich. Aber verdammt, du bist jung und musst deine eigenen schönen Fehler im Leben machen, was weiß ich schon, es ist nur so verdammt tragisch, dass man immer eine Entscheidung zwischen der Kunst und der Liebe treffen muss. Als wären sie zwei Geliebte, die eifersüchtig aufeinander sind. Aber genug davon, lass uns in die deutsche Buchhandlung gehen, da liest heute Tobias Roth aus seinem neuen Gedichtband.«

Tobias Roth war ein kleiner, schwächlicher Mann mit Pferdezopf und Brille, der aus Bayern kam und jetzt in Berlin lebte, der sowohl Lyrik als auch Übersetzungen aus dem Italienischen ins Deutsche schrieb. Er ist für mich einer der gescheitesten Dichter Deutschlands. Wenig elitär, dafür mit einer Kehle aus Gold und einer Liebe zu Sprache und der Antike.

»Hallo, Herr Roth«, sagte Karsten, »ich bin schon gespannt auf Ihre neuen Gedichte.«

»Ich auch«, antwortete er mit einem Lächeln im Gesicht, »geht doch schon mal rein und holt euch was zu trinken.«

In der Buchhandlung befanden sich vielleicht 20 oder 30 Leute, die zwischen den Bücherregalen auf Klappstühlen saßen. Die Lesung dauerte eine Stunde und war wirklich lehrreich, denn Herr Roth hatte zwischen den Gedichten immer Platz für Anmerkungen gelassen und erklärte den Zuhörern Begrifflichkeiten der Antike. Er verstand es mit Worten umzugehen, Bilder in den Kopf zu malen.

Der Schnee und sein an die Lippen gelegter Finger/
wo der Marmor geboren wird, beweglich/
im Wind, grünender Granit/
Die Kälte erteilt dir Auskunft über dich/
Ich sehe die weißen Fahnen über den Graten/
Entzündungen der Seele, Herde und Heime/
Salz und Steilhänge/
Augenleiden, zuweilen

Karsten und ich kauften uns sein neues Werk Grabungsplan und verschwanden dann wieder. »Weißt du«, sagte ich, während wir nebeneinander auf dem kleinen Gehweg im nächtlichen Rom umherschlenderten, »klar muss man auch Lesungen in Buchhandlungen machen, aber ich halte es für einen der ungeeigneteren Orte für eine Lesung. Wenn ich irgendwann mal eine Lesung gebe, dann würde ich sie in einer Bar abhalten, im Hintergrund vielleicht leiser Jazz und die Leute könnten sich dabei kräftig betrinken und hätten einen schönen Abend. Niemand würde pssst ... sagen, sondern die Leute könnten sich unterhalten und die Poesien würden trotzdem die Ohren erreichen, die sie erreichen sollten. Es gibt doch nichts Schlimmeres als eine Lesung ohne Alkohol, sowohl für die Autoren als auch für die Zuhörer.«

»Da hast du verdammt nochmal Recht! Dann lass uns das doch machen! Meine Stammkneipe von Gegenüber hat bestimmt nichts dagegen und ich kenn auch genug Deutsche hier, die bestimmt kommen würden.«

Ich fand die Idee absolut nicht berauschend, ich wollte doch nur das Ambiente kritisieren und nicht sofort etwas anders machen.

»Ich weiß nicht, glaube, ich bin noch nicht so weit.«

»Ach, Quatsch, wenn du so denkst, wirst du nie soweit sein, du musst dich nur trauen. Wir machen das! Schluss!«

Widerwillig und ohne die Möglichkeit nein zu sagen willigte ich ein, obwohl mir der Gedanke, meine Gedichte vor Publikum zu lesen, nicht gefiel, noch nicht.

»Wir machen das in drei Tagen, ich organisiere alles und dann wird das schon.«

»Jetzt wollen wir mal wieder zu unseren Damen gehen und hören wie ihr Tag war.«

Daniela und Stina warteten schon auf der Spanischen Treppe, sahen uns von weitem kommen und tuschelten irgendetwas. Der Platz war überfüllt mit Touristen, die Sonne brannte unermüdlich vom Himmel und in der Luft vermischten sich die Preise des Meeres mit den Abgasen der Stadt. Wir hatten nichts anderes zu tun, als in ein schickes kleines Restaurant, nicht weit von der Innenstadt entfernt, zu gehen, etwas zu essen und uns volllaufen zu lassen, während der Wind um die alten Fenster der Stadt pff. Karsten erzählte Daniela und Stina von unseren Plänen und sie hielten es für eine großartige Idee, und nun konnte ich nicht mehr kneifen, denn ich wollte vor Stina nicht als literarischer Feigling rüberkommen.

»Das Kolosseum war so prächtig! Ich habe noch nie etwas Vergleichbares gesehen!«, sagte sie, während sie ihre Hand auf mein Bein legte. Nachdem wir gut gegessen hatten, verabschiedeten sich Daniela und Karsten. Und ich schleppte Stina in einen Club. Ich wollte mich ordentlich besaufen und engumschlungen mit ihr tanzen. Von außen sah der Laden ganz nett aus, FiveIn stand über dem Eingang in blauer Leuchtschrift, und während ich zur Bar ging, um für mich einen doppelten Whisky und für sie einen Gin-Tonic zu bestellen, hatten sich schon drei junge Italiener um mein Mädchen versammelt. Sie schmeichelten ihr mit ihrem schmalzigen Akzent.

»Hey Jungs!«, sagte ich beim Zurückkommen, »verpisst euch, sonst passiert was!«

Die Typen schauten mich böse an und verschwanden. Dann nahm ich Stina in den Arm und wir tanzten in dem vollen Laden zu irgendeiner schlechten italienischen Musik. Im Augenwinkel beobachtete ich die ganze Zeit die drei Typen, die mich anschauten und mir etwas Sorge bereiteten.

»Lass uns lieber verschwinden, ich hab ein komisches Gefühl!«, sagte ich zu ihr.

An der Garderobe nahmen wir unsere Jacken und gingen aus dem Club und so wie ich es mir gedacht hatte, verfolgten uns die drei Typen. Mit schnellen Schritten bogen wir in eine kleine Nebengasse ab und ich sagte zu Stina, sie solle einfach schon einmal vorgehen. Sie wollte bleiben. Dann stieß ich sie weg. Etwas wütend drehte sie sich um und ging. Alleine stand ich in der kleinen, grauen Nebengasse und wartete darauf, dass die Italiener um die Ecke bogen und überlegte mir, wie ich sie zurechtweisen konnte. Ich war nicht besonders stark. Mein einziger Vorteil war, dass ich ohne Angst und Skrupel war. Die Typen kamen in einer Reihe auf mich zu.

»Hey Mann! Was ist euer scheiß Problem!«, rief ich ihnen entgegen. Und: »Ich schaff vielleicht nicht euch drei, aber einen von euch hau ich tot, verstanden?«

Doch sie kamen immer näher. Zwei von ihnen blieben etwas zurück und nur einer machte weitere Schritte auf mich zu, ein mächtiger Kerl, der mich wahrscheinlich mit einem Kinnhaken K.O. geschlagen hätte. Ich hob meine Fäuste, stellte mich auf und wartete darauf, dass er in meine Reichweite kam, um ihm sofort einen kräftigen Schlag auf den Solarplexus zu verpassen, wie Marek es mir in Bozen beigebracht hatte, doch er hob die Hände und zog aus seiner Seitentasche ein Portemonnaie. Ich erkannte, dass es das von meiner Freundin war. Er gab es mir ohne ein Wort, machte eine entschuldigende Geste, drehte sich um und ging. Verdammt! Mir schlug das Herz bis zum Hals! Wahrscheinlich war es eine Art Bande, die während sie Stina angetanzt hatten, ihr das Portemonnaie aus der Tasche gezogen hatten, doch aus irgendeinem Grund hatten sie Reue für uns empfunden und es zurückgebracht – und das schätzte ich sehr. Erleichtert ging ich zurück zu Karstens Bude, Stina wartete schon aufgeregt in der Tür.

»Was ist passiert? Geht es dir gut?«, fragte sie und nahm mich schützend in den Arm.

»Alles prima! Die wollten mich gar nicht verprügeln.«

Ich gab ihre die Geldbörse zurück.

»Die haben sie dir wohl geklaut und warum auch immer, wollten sie sie zurückgeben.«

»Manchmal tun auch böse Menschen die richtigen Dinge.«

»Ich weiß nicht, ob sie wirklich böse sind. Ich glaube, es gibt keine bösen Menschen. Ich glaube, es gibt viele gute Menschen, denen Böses passiert ist und die dadurch vergessen haben, was es heißt, gut zu sein. So ist das manchmal! Das Leben zwingt uns alle irgendwann mal auf die Knie.«

Sie nickte mir zu, wir setzten uns auf das schwarze Ledersofa, zündeten einen Joint an, legten Musik auf und lagen engumschlungen da. Wir sahen zu, wie der Mond durch die Fenster wanderte und der weiße Rauch Pirouetten durch die Luft zog.

Den nächsten Tag verbrachten wir vom Morgen an im Rausch der Verliebtheit am Meer. Während sie im seichten Wasser badete, saß ich am Strand, mit Sonnenbrille und hoch gekrempelter Cordhose und überlegte, welche Gedichte ich am nächsten Tag vorlesen sollte. Ich sah zu, wie ihr Rücken im Wasser verschwand und nur noch ihr Kopf aus dem bewegten Meer schaute. Meine Blicken nahmen auf, wie sie sich umdrehte und mich anlächelte und die Wasseroberfläche ihr Gesicht reflektierte und wie alles von einem seidenen Schimmer umhüllt war. Die Möwen kreischten und tanzten in der hellblauen Sommerluft, der weiche salzige Windzug der Küste fegte immer wieder einzelne Sandkörner zwischen die Seiten meines Notizheftes. Alles war golden, aufgejossenes Glück in der Kürze unserer Leben und doch wusste ich, dass dies alles nicht von Dauer sein würde, denn auch wenn es mir gut in Rom gefiel, unsere ungewisse, junge Liebe hatte ein Ablaufdatum, denn etwas in mir zog mich wieder auf die Straße. Aber auch sie würde in ein paar Tagen abreisen und Gott weiß, ob wir uns jemals wiedersehen würden. Etwas in mir musste das Leben weiter in sich aufsaugen, die Ferne als Windzug in die Lungen einatmen, denn Rom war nun nicht mehr fremd für mich, war Liebe, Leidenschaft, sexuelle Hinhabe und Verbundenheit geworden, doch ich war immer noch hungrig und jung und wollte das Leben verschlingen. Den ganzen Tag verbrachten wir am Strand, ab und zu ging Stina baden und kam zurück zu mir, legte sich mit ihrem nassen Körper in meinen Arm und sagte traurig schöne Dinge wie: »Denkst du das Salz kann uns konservieren?« und schlief dann ein, während ich versuchte, meine Unsicherheit die Lesung betreffend zu überwinden. Gegen Abend, als die Sonne sich schon

fast ganz zum Horizont geneigt hatte und den Himmel blutrot färbte, jeder einzelne Strahl ein Versprechen, ein rubinroter Lichtfunke, der als Scheinwerfer Richtung Stadt leuchtete, gingen wir zurück zur Wohnung. Ich nahm mir ein Glas aus dem Schrank und füllte es bis oben hin voll mit Whisky, verfiel meiner Unsicherheit, zweifelte an meinen Gedichten, dachte daran, welche Wertigkeit sie hatten und kam zu dem Entschluss, dass sie überflüssig waren, dass alles überflüssig war und ohne Bedeutung.

»Musst du dich jetzt so betrinken?«

»Ja, muss ich. Wenn du was dagegen hast, verpiss dich doch!«

Der Rauch meiner im Aschenbecher qualmenden Kippe schwebte schwerelos in der aufgebrauchten Luft des Zimmers.

»Dann viel Spaß, dir und deinem Whisky«, sagte sie und verschwand traurig aus der Tür. Ich schüttete mich weiter zu, bis ich irgendwann betrunken auf dem Boden lag und einschlief. Der nächste Morgen trug den Geruch von Kotze und ich erwachte in einer großen Lake aus Erbrochenem, in dem schon die ersten Fliegen badeten. Mein Schädel schmerzte. Ich hatte nicht mal genug Kraft, um mich aufzurichten, lag lange mit geöffneten Augen und einem leeren Blick auf dem Boden und starrte die weiße Raufasertapete der Decke an, irgendwann gegen Mittag klingelte es an der Tür. Mit dem Gedanken, dass es Stina sein könnte, schleppte ich meinen halbtoten Körper zur Sprechanlage. Es war Karsten. Als er zur Tür hineinkam und mich tief versunken auf dem Sofa sah, die Kotzlake auf dem Boden und die leere Flasche Whisky auf dem Tisch, meinte er: »Sag mal, was ist denn hier passiert?«

»Nichts Besonderes«, stammelte ich.

»Das sieht aber nicht nach nichts aus. Ich mach dir erstmal einen Kaffee. Dazu ein paar Kopfschmerztabletten und eine Prise Koks, dann geht das schon wieder!«

Er brachte mir den Kaffee, die Tabletten und legte mir eine kleine Line und ich erzählte ihm, dass ich meinen Zweifeln verfallen war und Stina angebrüllt hatte, ohne Grund.

»Ach, das passiert den Besten, ein Künstler ohne Selbstzweifel ist kein Künstler, dafür gibt es Koks, das tötet alle Zweifel in dir, wenigstens eine Zeitlang.«

Und er hatte recht, nach der Line ging es mir schon viel besser. Ich spürte wie das Lebensfeuer des Kokains durch meine Adern schoss.

»Wir haben jetzt noch zwei Stunden Zeit. Dann gehen wir in die Bar, ich hab alle Leute eingeladen, die ich kenne – das wird schön.«

Jeder von uns sollte nur fünf Gedichte lesen, denn wie wir beide fanden, es gibt nichts Schlimmeres als eine zu lange Lesung. Wenn die Leute anfangen sich zu langweilen, hast du verloren, und egal wie wertvoll deine Gedichte sind, sobald sich nur einer langweilt, breitet es sich wie eine Epidemie aus, und am Ende sind alle unzufrieden. In meinem Rucksack hatte ich noch fünf Ausgaben meiner selbstgebundenen Bücher aus Bozen, und Karsten wollte seine zwei Werke (Tibetanische Rose & Timbuktu – Ohne Salz, kein Zucker) verkaufen.

»Man soll da anfangen, wo man aufgehört hat«, sagte er, öffnete eine Flasche Wein, während wir zwei Gramm Kokain in unseren Nasen vernichteten. Wir saßen ganz entspannt und ohne Aufregung tief versunken im Sofa und redeten über Frauen und Sex und Drogen und Liebe und Lyrik und Rom und Reisen und diese Einsamkeit, die wir in allem spürten und die wir jeden Tag aufs Neue zu überwinden hatten, jeder von uns auf seine eigene Weise.

Die knarrende Holztreppe hinunter. Schritt für Schritt im Taumel des ewigen Rausches. Auf die Straße raus – und da sahen wir die Kerzen in der Bar auf der anderen Seite durch die

verglaste Front flackern. Der Laden war schon gut gefüllt, vielleicht 40 Leute und alle begrüßten Karsten wie einen alten Freund. Er stellte mich allen vor, durch die Boxen schwang sanfter Jazz als Hintergrundmusik, genauso, wie ich es mir vorgestellt hatte. An der Bar saßen die Leute auf Hockern und im Raum standen viele kleine runde Tische, mit Kerzen und Narzissen, von draußen drang das rote Flimmern der Abenddämmerung hinein und am Ende des länglichen Raums standen ein Tisch, ein Stuhl und ein Mikrophon.

»Hier, nimm und trink!«, sagte Karsten und reichte mir ein Bier.

»Ich hätte aber lieber einen Wein.«

»Das ist nicht gut, vom Wein bekommst du einen trockenen Mund beim Lesen.«

»Wir haben doch gerade bei dir oben eine ganze Flasche getrunken.«

»Ach ja, stimmt.« Er zuckte mit den Schultern.

Heilige Scheiße, aus uns sprach das Koks und als ich ihm in die Augen blickte, fragte ich mich selbst, ob meine Augen auch so verrückt und tief aussahen. Erst jetzt bemerkte ich, dass Stina und Daniela in der ersten Reihe saßen, ich winkte ihnen lächelnd zu, doch ging nicht hin. Zu groß war die Schmach von gestern, grundlos hatte ich Stina angebrüllt, sie regelrecht aus der Wohnung vertrieben, nur um allein in meinem Selbstmitleid zu versinken.

Der Barmann drehte die Musik auf ein Minimum, so dass sie nur als kleines sanftes Rauschen die Stille durchbrach. Karsten ging zum Mikrophon, begrüßte die Leute herzlich, stellte mich vor und rief mich auf die Bühne. Der erste Applaus meines Lebens legte sich wie Sommerregen, der ganz sanft niederprasselt, auf mich. Zur Einleitung erzählte ich von meiner Reise. Die Leute hörten aufmerksam zu und dann fing ich mit zitternden Knien an zu lesen: zu schnell und ichverhaspelte mich in den Alliterationen. Von einem auf den anderen Augenblick war es schon vorbei. Ich bekam Applaus, wie im Rauschraum verging die Zeit, ein einziger Atemzug, während das orangene Licht der Deckenbeleuchtung eine beruhigende Wärme auf meiner Haut hinterließ. Es war, als hätte ich nicht selbst gelesen, als wäre es jemand anderes, der mit meinem Mund zu den Leuten sprach und ich hörte ihm still zu. Nie verging die Zeit schneller und langsamer als in diesem Augenblick, meinem ersten schattenhaften Erscheinen auf der literarischen Bühne. Berauscht von Energie, verspürte ich eine tiefe Zufriedenheit. Dann las Karsten seine Gedichte vor und ich hing an seinen Lippen. Er trat selbstsicher auf, las mit ruhiger, rauer Stimme langsam vor, gab jedem Wort mit seiner Betonung seine Bedeutung und ich sah seine gesprochenen Worte als Bilder in meinem Kopf rotieren:

blick auf zu den kleinen Fenstern / mit Lichtern hinterm Glas / geh auf die Hügel / auf die du klettern kannst / als wärst du ein Kind/ und dann schau auf die Stadt / geh in die Straßen / und zeige dass du lebst...

Als ich ihm noch berauscht vom eigenen Lesen und dem Koks, zuhörte, schloss ich die Augen und es schien fast so, als hätte etwas Fragendes in mir eine Antwort gefunden. Wie auf einem Highway flog mein bisheriges Leben an mir vorbei, all das Suchende, all die Enttäuschungen, das Fortgehen, der Ausbruch aus der beschützten Heimat, der Faustschlag, der auf der Nase meines ehemaligen Schulleiters landete, alles das sah ich nun leuchtend vor mir. All meine Versuche, mich einem Lebensweg hinzugeben, der nicht für mich bestimmt war, all die Wege, die ich gegangen bin, von Geburt an, alle, um genau an diesem Augenblick

zu landen, an dem ich nicht mehr leidend auf meine Vergangenheit sah, sondern sie akzeptierte, als Weg, der mich nun zu mir selbst geführt hatte. Zu lange war ich ziellos und blind durch die Straßen gegangen. Hatte zwar einen Sinn in den Dingen der Welt erkannt, doch trug diesen Sinn nicht in mir. Mein Aufbruch war Rebellion, Suche und Flucht gewesen. Doch nun eröffnete sich mir eine neue Welt. Hier im abendlichen Rom, in einer kleinen Kneipe im Kerzenschein bei Lyrik, Bier und Koks, erkannte ich, wer ich war und wer ich sein sollte. Denn sobald sich etwas als Weg offenbart, scheinen alle Schwierigkeiten, die überwunden werden mussten, es wert gewesen zu sein. Es war ganz egal, ob ich Erfolg damit haben würde oder nicht. Es ging viel mehr darum, meiner Seele eine Gestalt zu geben, um die Leidenschaft, dieses Leuchtfeuer, das sich gerade in mir entzündet hatte und die dunklen Gipfel der weit entfernten Berge meiner Phantasie miteinander verband. Und auch wenn ich zuvor Gedichte in den Tag hinein gekritzelt hatte, war dies kein Vergleich zu dem Gefühl, sein Innerstes vor Fremden nach außen zu tragen, sich nackt zu offenbaren und dafür Applaus zu bekommen, alle Masken der Gesellschaft ablegend und sich unter dem Schein von Apoll offenbarend. In der Kunst liegt eine Wahrheit, eine innere Notwendigkeit, ein Weg und eine Brücke von der Innen- zur Außenwelt. Wer Kunst erschafft, wer Bilder malt, Gedichte schreibt, komponiert, ist meistens für sich allein, doch die Offenbarung liegt im Teilen der Worte, der Musik, der Gemälde. Erst dann entfaltet sich die Wahrheit, der schöpferische Geist, erst dann entsteht die Brücke zwischen den Welten. Wer noch nie vor Publikum gelesen, gesungen, gespielt oder ausgestellt hat, dem wird es schwer fallen einen Sinn in seinem Schaffen zu finden, denn erst der Dialog zwischen Künstler und Publikum gibt der Zeit der Schöpfung, in der man zurückgezogen wie ein Eremit in den Bergen seiner Phantasie gelebt hat, ihren Sinn. Nachdem wir beide gelesen hatten, standen wir lange bei interessanten Gesprächen an der Bar. Selbst ein Stipendiat der Villa Massimo war zur Lesung gekommen, verschwand aber sofort nach dem Ende und wir sahen nur noch seinen Hinterkopf an der gläsernen Fassade vorbeispazieren. Wir unterhielten uns mit den Leuten über die Schönheit Roms und die Problematik der zeitgenössischen Kunst. Ich bekam viel Lob und viel Kritik für meine Gedichte – und beides fühlte sich gut an. Dann trat Stina zu mir und kurz schlug mir das Herz höher, ich wollte gerade etwas sagen, mich für meine Dummheiten vom gestrigen Tag entschuldigen, da legte sie ihren weichen Zeigefinger auf meine Lippen und wir küssten uns versöhnlich.

»Ich weiß schon, dass du dich entschuldigen willst und das alleine reicht mir, es ist okay. Ich verstehe dich.«

Fröhlich war ich, dass der Friede zwischen uns ohne komplizierte Schuldzuweisungen wiederhergestellt war.

»Mir haben deine Gedichte wirklich gut gefallen und irgendwie siehst du auch anders aus, als hätte deine Aura sich verändert.«

Sie hatte ein gutes Gespür für Metamorphosen, für Auren und alles Spirituelle, zwar bildete ich mir ein, dass es daran lag, dass ich mich gefunden hatte (wie man sich eben in einer sich ständig wandelnden Welt finden kann), doch wahrscheinlich spielte das Kokain und dessen positiv berauschende Wirkung auch eine große Rolle. Karsten, Daniela, Stina und ich saßen noch lange im Laden, als die Leute schon gegangen waren, an einem der Tische und feierten bis in die Nacht hinein.

»Karsten, das war wirklich eine gute Idee von dir, Danke.«, sagte ich.

»Die Idee kam doch von dir. Ich habe sie nur umgesetzt. Aber schön, wenn du Freude hattest.«

»Yeah! Sogar mehr als das: Ich hatte eben eine kleine Epiphanie, als du gelesen hast. Ich glaube, ich will Schriftsteller werden.«

»Du bist doch schon Schriftsteller. Schriftsteller zu sein hat nichts mit Erfolg zu tun. Es ist zwar ein Beruf, aber gleichermaßen ist es eben auch kein Beruf, sondern eine Bestimmung, etwas, was einen findet, worin man sich verliert, was einem Halt gibt in dieser verrückten Welt.«

»Bis jetzt habe ich noch nicht wirklich darüber nachgedacht, aber dieses Gefühl auf der Bühne war einfach unbeschreiblich, davon will ich mehr, ich will es aufsaugen.«

Zu viert leerten wir die Flasche, dann gab der Barman uns noch ein paar Scheine, eine kleine Beteiligung an seinem Umsatz. Daniela und Karsten verabschiedeten sich und ich gab Karsten einen dicken, betrunkenen, freundschaftlichen Kuss. Stina und ich blieben noch am Tisch sitzen und bestellten eine weitere Flasche Wein, saßen uns gegenüber, sahen uns tief durch die flackernde Kerze, die in der Mitte des Tisches stand, an, streichelten unsere Hände, spielten mit den Berührungen unserer Finger, die wie zwei Mosaiksteine immer wieder ineinander fanden.

»Ich finde gut, dass du Schriftsteller werden willst, es ist wichtig Träume zu haben und sie auch zu verfolgen.«

»Und was ist dein Traum?«

»Ich würde gern in Lateinamerika leben. Ich war schon einmal dort und alles fühlt sich dort so richtig für mich an. Hier muss ich gegen gewisse Schwingungen ankämpfen, aber dort fließen meine Schwingungen in die Welt hinein. Ich habe in Lateinamerika ein Gefühl der Verbundenheit mit dem Leben, hier muss ich mich zu Dingen zwingen und dort geschehen sie einfach. Weißt du, was ich meine?«

»Ja, ich war zwar noch nie dort, aber ich kenne das Gefühl nur zu gut aus meiner Heimat. Da war es ähnlich. Man erzählt ja viel von Reisenden, die glauben eine Erkenntnis gefunden zu haben und wenn sie zurückkommen, versuchen sie ihr Umfeld zu ändern, es zu belehren, wie ein falscher Prophet. Aber darum geht es mir nicht. Zum Beispiel könnte ich nie etwas Schlechtes über die Menschen in meiner Heimat sagen. Ich habe diese Reise nicht gemacht, um zu fliehen. Kein neuer Anfang sollte jemals eine Flucht sein, sondern stets eine Suche. Es geht nie um Orte, sondern immer um die Einstellung zu ihnen.«

»Da hast du Recht«, sagte sie mit einem Anflug von einem Lächeln in ihrem Gesicht. Jedes Mal, wenn wir uns in die Augen blickten, küssten oder zusammen im Bett lagen, verlor ich jegliches Gefühl für Zeit. Es war, als wären wir von einer Seifenblase umhüllt: Wenn wir uns in der Stadt an viel frequentierten Plätzen küssten und die Augen schlossen, musste ich danach immer wieder kurz überlegen, wo wir jetzt eigentlich genau waren. Unser Zustand der Verliebtheit glich einem Opiumrausch, und zum ersten Mal begriff ich, dass wir beide nicht auf ewig in diesem Rausch verweilen konnten.

»Ich habe geplant, Rom morgen zu verlassen. Ich muss weiter, irgendetwas in mir zieht mich wieder zurück auf die Straße«, sagte ich traurig zu ihr.

Erst eine kurze Stille ... »Ja... Du musst weiter.«

Unsere Worte waren nichts weiter als leeres Gerede, wir beide wollten uns nicht trennen, aber wir wollten uns genauso wenig verletzen lassen. So wie sie meine Traurigkeit spürte, so

spürte ich auch ihre und hätte sie nur einmal gesagt: »Bleib!«, ich wäre geblieben. »Komm mit mir nach Bonn«, und ich wäre mit ihr gegangen, doch es wäre verrückt gewesen, verrückt und hoffnungslos. Ich war zugleich froh und traurig darüber, dass sie nichts sagte. Wir verstanden uns auf einer Ebene, die keiner Worte bedarf, allein unsere Blicke reichten aus, dass wir beide wussten, was wir wirklich fühlten und dass es für uns beide das Beste sein würde, wenn ich mich auf den Weg machte.

Die letzte gemeinsame Nacht: Wir zündeten im ganzen Raum Kerzen an, aus den Boxen drang Chopin und ihr Flüstern in meinen Ohren: »Willst du mich noch einmal lieben?« Wir wälzten uns mit feuchten Augen in der süßen Tragik unseres Abschieds, liebten uns, pressten unsere Körper fest aneinander, um jeden Abstand zwischen uns zu verbannen, hielten uns. Auf unseren Lippen tausend Worte, die wir hätten sagen können, vielleicht sagen sollten, doch wir blieben still, liebten uns schweigend, wie zwei Pflanzen, von denen nur eine Wurzeln im zu kleinen Topf des Lebens schlägt.

Am nächsten Morgen erwachte ich früh, Stina lag wie ein schlafender Stern neben mir. Ich küsste sie sanft auf die Stirn, ging leise ins Wohnzimmer, schrieb ihr mit dem stumpfen Rest meines Bleistifts einen langen Brief in nur drei Worten, legte ihn auf den dreckigen Holztisch, nahm meinen Rucksack und verschwand. Ich brachte es nicht übers Herz, mich von ihr zu verabschieden, ich zog es vor wie ein Feigling das Weite zu suchen. Zu viel, was wir hätten sagen können, leere Versprechen eines Wiedersehens, in Kontakt bleiben, sich schreiben – doch wir hätten es nicht geschafft, denn sie musste zurück in ihr Leben und ich hatte meines noch vor mir. Ein letztes Mal ging ich die Via Giona hinunter, blickte durch die gläserne Fassade der Bar, in der ich gestern gelesen hatte, warf einen letzten Schulterblick zum offenen Fenster der Wohnung und hoffte im Geheimen, sie dort stehen zu sehen. Sie mit ihren wilden Haaren, die im Meereswind wehten und die mich zurück zu sich rief in das Traumweltleben unseres Betts. Wir würden uns Tage und Wochen durch unsere Träume und Nächte wälzen, nie an einen Abschied denken müssen und in ewig andauernder Liebe der Vergänglichkeit entfliehen. Doch niemand stand dort und niemand würde mich zu sich zurückrufen. Wieder war ich alleine und wollte es nicht anders: Ich nahm den Fernbus nach Bologna und verschwand aus der Stadt. Im Bus, den Blick aus dem Fenster auf die ewige Stadt, in der wohl doch nicht alles ewig ist, gerichtet, war alles verblendet. Ich sah ihre großen Mondaugen in der Landschaft, erkannte ihren Körper in den Windungen der Berge wieder. Ich wusste, wir würden uns irgendwann wiedersehen und dann wären wir beide bereit für diese große Liebe. Mich überkam eine tiefe Traurigkeit, ich weinte innerlich über den Abschied, und darüber, was aus unserer Liebe hätte werden können, wenn ich ein normaler Junge und sie ein normales Mädchen gewesen wären, die sich zufällig auf der Straße irgendeiner Stadt begegnet wären und sich verliebt hätten. Ein normales Paar, das heiraten und sich ein Reihenhaus kaufen würden, mit kleinem Garten, einem Hund und zwei Kindern. Sicher, trotz all dieser Spießigkeit wäre es ein gutes Leben gewesen, denn wenn man liebt, sind die Gesetze und Vorstellungen eines freien Lebens nichtig. Mit jedem Meter, den der Bus auf der holprigen Straße zurücklegte, spürte ich, wie das sonnige Gefühl der letzten Tage verging und nichts als eine große Leere zurückließ. Und was Karsten betraf, hätte ich gewusst, dass ich ihn nie wiedersehen würde, weil er Monate danach an einer schweren Krankheit starb, dann hätte ich ihm noch viele Dinge gesagt, die nun unausgesprochen blieben. Doch das Leben ist ein riesiges Gemälde, gleich des Höllentores von Rodin, Milliarden scheinbar zufälliger

Augenblicke, die alle seltsamerweise miteinander verbunden sind. Die Wirrungen des Schicksals sind unbegreiflich. Wer kann schon sagen, ob eine augenblickliche Niederlage auch noch in Zukunft als solche zu betrachten ist? Wer vermag zu erkennen, welche Erfolge uns vielleicht in Zukunft schaden werden? Wir können uns den Fügungen nur hingeben und hoffen.

Wer weiß schon, was morgen sein wird, oder übermorgen, oder in einem Jahr? Wir sind Narren und wissen von nichts und gerade deswegen muss jede Chance ergriffen werden, jedes Wort hinaus in die große, vergängliche Welt geschrien und alle Liebe und Hingabe an die Wände derer geschrieben werden, die sie erbauten. Tod, mitten im Leben, der die Menschen zu Marmor macht, der Wandel, der alle Götter zu Fall bringt, webt eine dunkle Fügung, die in der öden Welt neue Wunder weckt, jeder Augenblick ist die Frucht von 4,6 Milliarden Jahren. Die von Sekunden gesättigten Tage schweben wie Falter um den Tod und jeder Augenblick ist wie ein Ausblick auf alle Zeiten!

Il re è morto viva il re!